Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 258. Bromberg, den 18. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(12. Fortsetzung.) ——

In Riesensätzen fliegt er dahin, und ich strecke ihm schon die Hand entgegen, um ihn hoch zu ziehen. Aber was ist die Schnelligkeit eines Menschen gegenüber der eines Tieres. Was ist überhaupt der Mensch im Kampf mit den Gefahren der Wildnis! Unter dem kurzen Schwanzschlag eines riesigen Kaimans spritzt das Wasser hoch. Wie ein Pfeil schießt die Bestie schnurgerade auf den Mosso zu — schnapp! —, und er hängt ihr mit dem Oberschenkel im Rachen. Von Entsetzen gelähmt und jeglicher Möglichkeit einer Hilfeleistung beraubt, muß ich Zeuge dieses grausigen Schauspiels sein.

Ein Kaiman, der seine Beute gefaßt hat, geht erst eine Weile mit ihr unter Wasser und verzehrt sie dann in aller Ruhe an Land. Der Rachen bleibt hierbei fest geschlossen, und es gibt nur eine Art, das Reptil zum Öffnen desselben zu zwingen: man drückt ihm die Augen mit dem Daumen aus. Der Mosso, der keinen Laut von sich gegeben hat, besitzt noch die unmenschliche Energie hierzu und kommt los. Das Bein ist am Oberschenkel glatt durchgebissen und hängt nur noch an einem Fetzen Fleisch. Trotzdem schleppt er sich bis an den Baum und richtet sich auf, so daß ich seine Hand fassen kann. Die Ungeheuerlichkeit der Situation verleiht mir Riesenkräfte, und es glückt mir, ihn mit einer Hand so weit hoch zu heben, daß er den Ast packen kann.

„Alfonso, kannst du dich nur eine Sekunde allein halten?"

„Si, si, Don Leon!"

Ich reiße mir den breiten Ledergürtel vom Leib, um ihn dem Ärmsten um die Brust zu binden. Es soll nicht sein! Er kann sich nicht halten und fällt ins Wasser zurück. Und schon schnappt ein zweiter Kaiman nach ihm und beißt ihm den linken Arm weg und einen Teil der Brust. Und ich höre das Krachen der zermalmten Knochen. Eine Kugel dicht hinter das Auge, und das Tier bäumt sich zu Tode getroffen, auf. Aber das Schicksal läßt sich nicht mehr aufhalten. Blut rötet das Wasser, und von allen Seiten schießen diese fürchterlichen Bestien heran, stürzen sich gierig auf den toten Kaiman und auf meinen Mosso, und ehe ich richtig zur Besinnung komme, ist er verschwunden.

„Si, si, Don Leon!" Das waren die letzten Worte aus seinem Munde. Die alten Worte, die zwei Monate lang Tag für Tag unzählige Male an mein Ohr geklungen sind. Si, si, Don Leon! — — —

Jetzt habe ich keine Menschenseele mehr in dieser grauenhaften Wildnis. Und wie lange muß ich wandern, bis ich wieder auf Menschen stoße? Wochen — Monate? Niemand weiß es. Vor mir dehnt sich eine weite Wasserfläche, zu deren Bewältigung zwei Menschen einen Tag gebraucht haben. Zwei Menschen! — Zwei Menschen sind eine Macht von beispiellosem Ausmaß, eine Welt der Unerschöpflichkeit. Aus ihr entströmen die Kräfte der Empfindungen, der Gefühle, die das Leben bedeuten. Zwei Menschen, das heißt Vertrauen und Hoffnung. Glaube an sich selbst und Mut, heißt Kühnheit und Ausdauer, heißt eiserner Wille in Not und Gefahr, heißt ein Stück Heimat im Grauen grenzenloser Einsamkeit.

Auf die Wasserwüste vor meinen Augen beugt sich in nebelnder Ferne der Himmel nieder und nimmt sie mit sich fort in die bange Unendlichkeit. Und in meinem Rücken hebt der Urwald sein rätselhaft verschleiertes Angesicht.

Jetzt habe ich keine Menschenseele mehr. Alfonso, Alfonso! Jahre meines Lebens gäbe ich um dich!

*

Unerfüllbare Wünsche. Fort damit! Das Gebot der Stunde verlangt Taten. Zunächst muß ich mein Canoa haben. Ich schneide meinen Ledergürtel in schmale Streifen und knüpfe sie zusammen, suche mir einen langen Ast mit einer Gabel aus, binde ihn an die Lederschnur fest und werfe so lange nach dem Kanoa, bis sich die Gabel festhakt. Dann ziehe ich es unter den Baum. Das Hineinspringen von dem zwei Meter über dem Wasserspiegel liegenden Ast ist das Schwierigste. Mit den Füßen voran darf ich es nicht. Ich kann den Sprung niemals ausbalancieren und falle mitsamt dem Boot ins Wasser. Vorsichtig lege ich mich der Länge nach auf den Ast und lasse mich hinunter fallen. Das Kanoa schwankt heftig hin und her; aber ich greife schnell mit den Händen zu und stelle so das Gleichgewicht wieder her. Die Kaimans sind dicht herangeschwommen und belagern das Canoa förmlich wie eine Festung.

Es kostet noch manchen Schweißtropfen, bis ich das Boot, trotz seiner jetzigen leichteren Belastung, aus dem Seichten heraus ins Tiefe bringe. Die Stunde, die ich bis zum Einbruch der Nacht noch zur Verfügung habe, benutze ich, um am Ufer entlang zu fahren und mir einen geeigneten Landungsplatz zu suchen, von dem aus ich am nächsten Tag den Vormarsch ins Innere antreten könnte. Über den See will ich nicht mehr zurück. Allein im Boot, dessen Spitze sich infolge der einseitigen Belastung aus dem Wasser hebt, wie soll ich da die Wogen in seiner Mitte bewältigen, denen wir zu zweien kaum Herr geworden sind! Der Entschluß ist gleichbedeutend mit dem Verlust meines Pferdes, der Mulas und Hunde und meines Gepäcks. Es fällt mir namenlos schwer; aber was bleibt mir anderes übrig!

Seelisch gebrochen und in tiefster Niedergeschlagenheit paddle ich dahin. Ein undurchdringliches Gewirr von Bäumen und Buschwerk erstreckt sich bis hart ans Wasser. Scharen von Affen sitzen auf den Zweigen und erheben bei meinem Erscheinen ein ohrenbetäubendes Geschrei, das wie ein physischer Schmerz auf meine Nerven wirkt. Ungefähr nach einer halben Stunde springt das Ufer in einem scharfen Winkel nach einwärts; das Wasser wird wieder seicht und ist frei von Kaimans. Da mache ich eine Entdeckung, die mir das Herz stillstehen läßt. In einer Entfernung von vielleicht einem Kilometer hört der Wald wie abgeschnitten auf, und dahinter blinkt es, wie mattes Silber. Ich bin auf einer Insel! —

Unfähig, noch irgend etwas zu unternehmen, setze ich mich unter einen Baum und starre hinaus auf die Wasser des Sees, über die schattenhaft die sinkende Nacht huscht. —

Am nächsten Morgen streife ich kreuz und quer durch die Insel. Vielleicht ist sie bewohnt. Indes nirgends zeigt sich eine menschliche Spur. Müde von dem beschwerlichen Herumirren im Urwald und vom Hunger geplagt, schieße ich mir ein paar Affen und mache mich auf die Suche nach meinem Landungsplatz. Da komme ich an eine Stelle, an der eine Reihe Pfähle aus dem Eisenholzbaum im Boden stecken. Das ist menschliche Arbeit! Und von neuer Hoffnung durchpulst, ziehe ich wieder mein Buschmesser aus der Scheide und setze meine Erkundung fort. Stunde um Stunde. Kein Lianengewirr ist mir zu dicht, kein Baumstamm zu hoch, der den Weg sperrt. Die Moskitos peinigen mich bis aufs Blut; ich achte ebensowenig darauf, wie auf die ekelhaften Schlangen, die züngelnd ihre Köpfe durch die

Blätter schieben. Fieberhaft suche ich nach Menschen, koste es, was es wolle. Umsonst! Die Insel ist und bleibt unbewohnt. Zweifellos haben einmal Wilde hier gehaust, das beweisen die Pfähle. Aber das kann hundert Jahre her sein und noch mehr.

Da wußte ich, daß es für mich nur zwei Möglichkeiten gab: Entweder ich bleibe hier — ein zweiter Robinson —, oder ich wage trotz allem und allem die Fahrt über den See. Es ist der kürzeste Weg zum Land und der einzige, den es für mich geben kann. Drei Tage lang ringe ich mit mir, ehe ich den Mut finde zur Tat. Dann aber gehe ich entschlossen ans Werk.

In der Nacht noch breche ich auf, begleitet vom Geschrei der Affen und Papageien, deren Schlummer ich störe. Als die ersten Lichter des Tages im Osten steigen, bin ich schon weit ab von der Insel. Die Fahrt geht verhältnismäßig rasch und gut bis zur gefürchteten Seemitte. Hier beginnt ein Kampf auf Tod und Leben. Haushoch rollen die Wogen an, wie eine Phalanx, reißen meine Nußschale auf ihren gischtsprühenden Kämmen empor und schleudern sie im nächsten Augenblick jählings wieder hinunter in ein dunkelgrünes Tal. Und jedesmal, wenn der tiefste Punkt erreicht ist, schwankt das Canoa und legt sich blitzschnell nach der Seite. Und ebenso schnell gebe ich mit Paddel und Oberkörper Gegenbalance, nur für ein paar Sekunden, bis die nächste Welle zufaßt und das Boot wieder nach der anderen Seite reißt. Mitunter schlägt eine gegen das hochstehende Vorderteil, und nur mit äußerster Anstrengung und den tollsten Verrenkungen kann ich ein Umgedrehtwerden verhindern. Noch ist kein Absehen, wann ich aus diesem Hexenkessel herauskommen werde. Im Gegenteil. Immer drohender türmen sich die Wellenberge, immer wilder peitschen die Wasser auf mich ein. Ich tanze auf einem weißen, brodelnden Gischt und weiß nicht mehr, wie ich mich dagegen erwehren soll. Der Schweiß rinnt mir in Strömen von der Stirn, und mein Atem keucht. Meine Knie zittern, und die Arme schmerzen und fangen zu erlahmen an. Ich bin dem Verzweifeln nahe und spiele bereits mit dem Gedanken, die Hände in den Schoß zu legen und alles weitere dem Schicksal anheimzugeben. Aber schon im nächsten Augenblick weise ich ihn schroff zurück. Kampflos untergehen, Leo? — Niemals! Und dann hole ich das Letzte aus mir heraus und schaffe es. —

Die Sonne steht schon tief im Mittag, als ich die gefährliche Zone hinter mir habe. Was jetzt kommt, macht mir keine Sorgen mehr. Friedlich paddle ich weiter und erreiche kurz vor Einbruch der Nacht das Land. Ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten vor Erschöpfung und falle auf der Stelle in einen todesähnlichen Schlaf. —

Die erste Pflicht, die mich am nächsten Morgen erwartete, war die, meine Tiere zu suchen. In der Wildnis bindet man Mulas und Pferd auch unter normalen Verhältnissen niemals bei Nacht an, weil immer Gefahr besteht, daß sie von einem Tiger oder einem anderen Raubtier geholt werden. Sie bekommen einen Schlag auf die Kruppe und wissen genau, daß sie von diesem Augenblick an sich selbst überlassen sind. Jeden Morgen müssen sie wieder eingefangen werden, und zwar mit dem Lasso. Sie laufen im allgemeinen nie weiter wie eine Stunde fort; sobald man sich ihnen aber im abgesattelten Zustande über eine gewisse Entfernung hinaus nähert, reißen sie wieder eine Strecke weit aus. Diesmal machte ich mich allerdings auf eine längere Fahndungsexpedition gefaßt. Es ging glimpflicher ab, als ich es erwartet hatte. Schon nach vier Stunden waren sie gefunden.

Was nun? Zwei Monate lang war ich ungefähr mit Alfonso zusammen nach Süden geritten. Ebensolange würde der Rückweg dauern. Nach menschlichem Ermessen müßte ich aber viel früher Siedlungen der Wilden und von ihnen aus bewohntes Land erreichen, wenn ich die alte Richtung beibehielt. Also weiter nach Süden! Ich ging um die östliche Uferbiegung dieses Sees des Schicksals herum, geriet in einen riesenhaften Sumpf, dessen Durchquerung zwei volle Tage in Anspruch nahm und kam dann in die Pampa rassa*).

Sechstes Kapitel.

Auf der Suche nach Menschen durch die Pampa.

Die Sehnsucht nach der Welt als Heimat liegt mir im Blute. Immer wieder treibt es mich aus den engen Fesseln des Alltags, aus der verhaßten Eintönigkeit starr begrenzten Berufes fort nach jenen verschleierten Fernen, wo hinter seltsamen Abenteuern verborgen die blaue Blume der Romantik noch blüht. Von vielen Fahrten schon bin ich heimgekehrt, und nach jeder wußte ich, daß es nicht die letzte war. Daß noch manches Feuer die Nacht der Wildnis durchleuchtet, ehe es mich nach Ruhe verlangt an der Glut des eigenes Herdes. Und wenn mich dann, vielleicht nach Jahrzehnten, einer fragt: Was war dein schönstes Erleben, was ist deine unvergeßlichste Erinnerung? — dann will ich deinen Namen nennen, Pampa rassa!

Eine mit hohem schilfartigen Gras bedeckte, unermeßliche Fläche, über der sich der Himmel breitet wie eine Glocke aus dunkelblauem Aquamarin — das ist sie. Nicht viel dünkt es manchen. Und doch für den, dem sie ihr Reich zu Füßen legt, genug, um ihm das Wort auf den Lippen ersterben zu lassen und ihm die Stirn in Demut zu senken. Im sirrenden Flimmern ihrer gluthauchenden Luft spielen die Geister der Weite, und ein Atemzug der Ewigkeit wogt über sie hin.

Der Raum wird zur Unendlichkeit, die kein Sinn mehr faßt, und die Zeit gleitet zurück in jene Rätseltiefe, aus der sie gekommen. Stunden — Tage — Wochen — wozu sich die Mühe machen, sie zu zählen! Die Welt, in der ich ehedem lebte, rechnet mit Tagen und geizt mit Stunden, dem Maßstab im entnervenden Kampf ums Brot. Hier ist eine andere, eine gewaltigere Welt. Wohl kämpft man auch in ihr mit dem Tier der Wildnis ums Leben. Aber man ist Herr über diese ganze Unermeßlichkeit und ist frei wie selber ein Gott.

Nur manchmal, wenn man von der Sonne ausgedörrt und todesmatt vergeblich eine Wasserstelle sucht und nirgends saftig grünes Gras den Lauf eines Arroyo zeigt, bricht mit Urmacht die Erkenntnis über einen herein: Du bist ein Nichts inmitten dieser Größe! Und ein Gefühl armseligen Kleinmuts schleicht sich in die Seele, so lange, bis dann endlich doch ein Bach gefunden ist, an dem man, aller Qualen ledig, sich der Ruhe freut.

Der erste Tag meiner Wanderung verlief ohne nennenswerte Erlebnisse. Ich ritt nach dem Kompaß in südlicher Richtung. Die Sonne brannte schon frühzeitig erbarmungslos vom Himmel, daß ich bereits nach einigen Stunden zur Schonung meines Caballo abstieg und zu Fuß ging. Abgesehen von der erhöhten Anstrengung bringt das zuweilen große Gefahren mit sich. In der Pampa leben eine Unmenge Klapperschlangen und andere giftige Schlangenarten. Die ersten hört man auf ziemlich weite Entfernung schon, sofern sie in Bewegung sind, und kann ihnen ausweichen. Sie sind, da sie den Menschen ohne Grund nicht angreifen, ungefährlich. Ruhen sie jedoch, und man hat das Pech, auf sie zu treten, dann beißen sie. Ihr Biß ist absolut tödlich. Mit den übrigen Arten verhält es sich ähnlich. Nur ist die Möglichkeit, sie zu reizen, bedeutend größer, da sie lautlos schleichen. Aber darauf kann man natürlich nicht achten und muß sich auf seinen guten Stern verlassen. So stapfte ich denn Schritt für Schritt vorwärts, von einer seltsamen Stille umflutet, die durch das monotone Rauschen des Grases und den dumpfen Tritt der Reittiere, die brav mit den Hunden zusammen hinter mir her liefen, nur noch schwerer wurde. Ich hatte Glück und fand geraume Zeit vor Einbruch der Nacht einen ziemlich wasserreichen, von frischem Gras umgebenen Arroyo, an dem ich zu nächtigen beschloß.

Ich sattelte Pferd und Mulas ab und trieb sie ins Wasser. Nach so einem Marsch sind sie patschnaß, besonders unterm Sattel, und man darf sie an den nassen Stellen nicht berühren, nicht einmal mit dem Finger, da sie augenblicklich einen Druck bekommen. Dann ging ich an die Bereitung des Lagerplatzes. Zunächst mähte ich in großem Umkreis mit dem Buschmesser das Gras ab, um einen Brand zu verhüten und den Platz von etwa vorhandenen Schlangen und Skorpionen zu säubern. Dann rieb ich zwei Hölzer aneinander — ein hartes und ein weiches —, die ich immer mit mir führe, und bald flackerte ein helles Feuer, an dem ich mir ein Stück Hirschkeule briet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Pampa rassa = große, fast baumlose Grassteppe.

Weihnachtsabend.

Es läutet eine Glocke sacht
Und schwingt sich näher deinem Ohr.
Dein Herz lauscht wie auf hoher Wacht,
Am Himmel strömt ein Licht hervor

Und übergießt das stille Land
Mit einem hellen, goldnen Schein.
Du legst wie betend Hand in Hand,
Ein tiefes Wunder hüllt dich ein.

Und dieses Lebens Not und Drang
Zerrinnt dir ganz und unsichtbar.
Durch alle Täler rauscht Gesang
So zauberschön und glockenklar.

Franz Cingia.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(13. Fortsetzung.)

13.

Da spricht der arme Hirte: „Das mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat.
Kein Mensch mag sie ersteigen, nur Geiß'n klettern dort:
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Uhland.

Von jenem Bergrücken, wo Georg den Entschluß gefaßt hatte, seinem geheimnisvollen Führer zu folgen, gab es zwei Wege in die Gegend von Reutlingen, wo Mariens Bergschloß, der Lichtenstein, lag. Der eine war die offene Heerstraße, welche von Ulm nach Tübing.n führt. Sie führte durch das schöne Blautal, bis man bei Blaubeuren wieder an den Fuß der Alb kommt, von da quer über dieses Gebirge, vorbei an der Feste Hohen-Urach, gegen St. Johann und Pfullingen hin. Dieser Weg war sonst für Reisende, die Pferde, Sänften oder Wagen mit sich führten, der bequemere. An jenen Tagen aber, wo Georg mit dem Pfeifer von Hardt über das Gebirge zog, war es nicht ratsam, ihn zu wählen. Die Bundestruppen hatten schon Blaubeuren besetzt, ihre Posten dehnten sich über die ganze Straße bis gegen Urach hin und verfuhren gegen jeden, der nicht zum Heere gehörte, oder zu ihnen sich bekannte, mit großer Strenge und Erbitterung. Georg hatte seine Gründe, diese Straße nicht zu wählen, und sein Führer war zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht, als daß er dem jungen Mann von diesem Entschluß abgeraten hätte.

Der andere Weg, eigentlich ein Fußpfad, und nur den Bewohnern des Landes genau bekannt, berührte auf einer Strecke von beinahe zwölf Stunden nur einige einzeln stehende Höfe, zog sich durch dichte Wälder und Gebirgsschluchten, und hatte, wenn er auch hie und da, um die Landstraßen zu vermeiden, einen Bogen machte und für Pferde ermüdend und oft beinahe unzugänglich war, doch den großen Vorteil der Sicherheit.

Diesen Pfad wählte der Bauer von Hardt, und der Junker willigte mit Freuden ein, weil er hoffen durfte, hier auf keine Bündischen zu stoßen. Sie zogen rasch fürbaß, der Bauer war immer an Georgs Seite. Wenn die Stellen schwierig wurden, führte er sorgsam sein Pferd, und bewies überhaupt so viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt für Reiter und Roß, daß in Georgs Seele jene Warnungen Frondsbergs vor diesem Manne immer mehr an Gewicht verloren, und er nur einen treuen Diener in ihm sah.

Georg unterhielt sich gerne mit ihm. Er urteilte über manche Dinge, die sonst außer dem Kreise des Landmanns liegen, klug und scharfsinnig, und mit einem so schlagenden Witz, daß er dem sonst ernsten, jungen Mann, den seine zweifelhafte Lage oft trübe stimmte, unwillkürlich ein Lächeln abnötigte. Von jeder Burg, die in der Ferne aus den Wäldern auftauchte, wußte er eine Sage zu erzählen, und die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er vortrug, bewies, daß er bei manchem Hochzeitsschmaus, bei manchem Kirchweihtanz neben seinem Amt als Spielmann auch das eines Erzählers übernommen haben müsse. Nur so oft Georg auf sein eigenes Leben, besonders auf jene Periode kommen wollte, wo der Pfeiffer von Hardt eine bedeutende Rolle in dem Aufruhr, des armen Konrad gespielt hatte, brach er düster ab oder wußte mit mehr Geläufigkeit, als man dem schlichten Manne zugetraut hätte, das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen.

So waren sie ohne Aufenthalt fortgereist. Hans wußte immer voraus, wann wieder ein Gehöfte kam, wo sie Erfrischung für sich, und gutes Futter für das Pferd finden würden. Überall war er bekannt, überall wurde er freundlich, wiewohl, wie es Georg schien, meistens mit Staunen aufgenommen, er flüsterte dann gewöhnlich ein Viertelstündchen mit dem Hausvater, während die Hausfrau dem jungen Ritter emsig und freundlich mit Brot, Butter und unvermischtem Apfelwein aufwartete, und die „Bübla" und „Mädla" den hohen, schlanken Gast, seine schönen Kleider, seine glänzende Schärpe, die wallenden Federn seines Barettes bewunderten. War dann das kleine Mahl verzehrt, hatte Georgs Pferd wieder Kräfte gesammelt, so begleitete das ganze Haus den Scheidenden bis an die Türe, und der junge Reiter konnte zu seiner Beschämung niemals die Gastfreundschaft der guten Leute belohnen. Mit abwehrenden Blicken auf den Pfeifer von Hardt weigerten sie sich standhaft, seine kleinen Gaben anzunehmen. Auch dieses Rätsel löste ihm sein Begleiter nicht; denn seine Antwort: „Wenn die Leute nach Hardt kommen, kehren sie auch wieder bei mir ein", schien nur eine ausweichende Antwort zu sein.

Die Nacht brachten sie ebenfalls in einem dieser zerstreuten Höfe zu, wo die Hausfrau ihrem vornehmen Gast mit nicht geringerer Bereitwilligkeit auf der Ofenbank ein Bett zurecht machte, als sie ihm zu Ehren ein paar Tauben geopfert und einen dick geschmälzten Haferbrei aufgetragen hatte.

Den folgenden Tag setzten sie ihre Reise auf dieselbe Art fort, nur kam es Georg vor, als ob sein Führer mit noch mehr Vorsicht als gestern zu Werke gehe. Denn er ließ, wenn sie sich einem Hof nahten, den Reiter wohl fünfhundert Schritte davon Halt machen, nahte sich behutsam den Gebäuden, und erst, nachdem er alles sorgfältig ausgespähet hatte, winkte er dem Junker, zu folgen. Georg befragte ihn umsonst, ob es in dieser Gegend gefährlich sei, ob die Bundestruppen schon in der Nähe seien? Er sagte nichts Bestimmtes darüber.

Gegen Mittag, als die Gegend lichter wurde, und der Weg sich mehr gegen das ebene Land herabzuziehen schien, schien die Reise gefährlicher zu werden. Denn der Spielmann von Hardt schien sich von jetzt an gar nicht mehr den Wohnungen nähern zu wollen, sondern hatte sich in einem Hof mit einem Sack versehen, der Futter für das Pferd und hinlängliche Lebensmittel für sie beide enthielt. Es schien, als ob er meist noch einsamere Pfade als bisher aufsuche. Auch glaubte Georg zu bemerken, daß sie nicht mehr dieselbe Richtung verfolgten wie früher, sondern sehr stark zur Rechten ablenkten.

Am Rand eines schattigen Buchenwäldchens, wo eine klare Quelle und frischer Rasen zur Ruhe einluden, machten sie Halt. Georg stieg ab, und sein Führer zog aus seinem Sack ein gutes Mittagsmahl. Nachdem er das Pferd versehen hatte, setzte er sich zu den Füßen des jungen Ritters und begann mit großem Appetit zuzugreifen.

Georg hatte seinen Hunger gestillt und betrachtete jetzt mit aufmerksamem Auge die Gegend. Es war ein schönes, breites Tal, in welches sie hinabsahen. Ein kleines Flüßchen eilte schnell durchhin; die Felder, wovon es begrenzt war, schienen gut und fleißig angepflanzt, eine freundliche Burg erhob sich auf einem Hügel am anderen Ende des Tales, die ganze Gegend war freundlicher als der Gebirgsrücken, über welchen sie gezogen waren.

„Es scheint, wir haben die Alb verlassen", sagte der junge Mann, indem er sich zu seinem Gefährten wandte. „Dieses Tal, jene Hügel sehen bei weitem freundlicher aus als der Felsenboden und die öden Weideplätze, die wir durchzogen. Selbst die Luft weht hier milder und wärmer als oben, wo uns die Winde oft so hart anfaßten."

„Ihr habt recht geraten, Junker", sagte Hans, indem er die Reste ihrer Mahlzeit in den Sack legte. „Diese Täler gehören zum Unterland, und jenes Flüßchen, das Ihr sehet, strömt in den Neckar."

„Wie kommt es aber, daß wir so weit vom Weg ablenken?" fragte Georg. „Es kam mir schon oben im Gebirge vor, als haben wir die alte Richtung verlassen, aber du wolltest nie darauf hören. Dieser Weg muß, so viel ich die Lage von Lichtenstein kenne, viel zu weit rechts führen."

„Nun, ich will es Euch jetzt sagen," antwortete der Bauer, „ich wollte Euch auf der Alb nicht unnötig bange machen, jetzt aber sind wir, so Gott will, in Sicherheit. Denn im schlimmsten Fall sind wir keine vier Stunden mehr von Hardt, wo sie uns nichts mehr anhaben sollen."

„In Sicherheit?" unterbrach ihn Georg verwundert. „Wer soll uns etwas anhaben?"

„Ei, die Bündischen," erwiderte der Spielmann. „Sie streifen auf der Alb, und oft waren ihre Reiter keine tausend Schritte mehr von uns. Mir für meinen Teil wäre es nicht lieb gewesen, in ihre Hände zu fallen; denn sie sind mir, wie Ihr wohl wisset, gar nicht grün. Und auch Euch wäre es vielleicht nicht ganz recht, gefangen vor den Herrn Truchseß geführt zu werden."

„Gott soll mich bewahren!" rief der Junker. „Vor den Truchseß? Lieber lasse ich mich auf der Stelle totschlagen. Was wollen sie denn aber hier? Es ist ja hier in der Nähe keine Feste von Württemberg, und du sagtest mir doch, sie können ungehindert durchs Land ziehen; wonach streifen sie denn?"

„Seht Junker! es gibt überall schlechte Leute. Was ein rechter Württemberger ist, der läßt sich eher die Haut abziehen, als daß er den Herzog verrät, nach welchem die Bündler jetzt ein Treibjagen halten. Aber der Truchseß soll unter der Hand einen ganzen Haufen Gold dem versprochen haben, der ihn fängt. Er hat seine Reiter ausgeschickt, diese streifen jetzt überall und die Leute sagen, es gebe einige unter

den Bauern, die sich vom Gold blenden lassen und den Spürhunden alle Schluchten und Schlupfwinkel zeigen."*)

„Nach dem Herzog sollen sie streifen? Der ist ja aus dem Lande geflohen oder, wie andere sagen, in Tübingen auf seinem festen Schlosse, wo ihn vierzig Reiter beschützen."

„Ja, die vierzig Edlen sind dort," antwortete der Bauer mit schlauer Miene. „Auch des Herzogs Söhnlein, der Christoph, ist dort, und das hat seine Richtigkeit. Ob aber der Herzog selbst dort ist, weiß niemand recht. Im Vertrauen gesagt, wie ich ihn kenne, schließt er sich nur zur höchsten Not in eine Feste ein; er ist ein kühner, unruhiger Herr, und es ist ihm wohler in den Wäldern und Bergen, wenn es auch Gefahr hat."

„Den Herzog also suchen sie? Also müßte er hier in der Nähe sein?"

„Wo er ist, weiß ich nicht," erwiderte der Pfeifer von Hardt, „und ich wollte wetten, dies weiß niemand als Gott; aber wo er sein wird, weiß ich," setzte er hinzu, und es schien Georg, als ob ein Strahl von Begeisterung aus dem Auge dieses Mannes breche; „wo er sein wird, wenn die Not am höchsten ist, wo seine Getreuen sich zu ihm finden werden, wo manche treue Brust zur Mauer werden wird, um den Herrn in der Not gegen diese Bündler zu schützen. Denn ist er auch ein strenger Herr, so ist er doch ein Württemberger, und seine schwere Hand ist uns lieber als die gleißenden Wörte des Bayern urd des Österreichers."

„Und wenn sie den unglücklichen Fürsten erkennen, wenn sie auf ihn stoßen? Hat er nicht seine Gestalt verhüllt und unkenntlich gemacht? Du hast mir einmal sein Gesicht beschrieben, und ich glaube ihn beinahe vor mir zu sehen, besonders sein gebietendes, glänzendes Auge. Aber wie ist seine Gestalt?"

„Er mag kaum acht Jahre älter sein als Ihr," entgegnete jener; „er ist nicht so groß als Ihr, aber in vielem Euch ähnlich an Gestalt; besonders wenn Ihr zu Pferde saßet, und ich hinter Euch ging, da gemahnte es mich oft, und ich dachte: so, gerade so sah der Herzog aus in den Tagen seiner Herrlichkeit."

Georg war aufgestanden, um nach seinem Pferd zu sehen; die Worte des Bauern hatten ihn um seine Sicherheit besorgt gemacht, und er sah jetzt erst ein, wie töricht er gehandelt, in diesem Kriegsstrudel sich durch ein okkupiertes Land stehlen zu wollen. Es wäre ihm höchst unangenehm gewesen, in diesem Augenblicke gefangen zu werden; zwar konnte er nach seinem Eide reisen, wohin er wollte, wenn er nur in den nächsten vierzehn Tagen keinen tätlichen Anteil an dem Kampfe gegen den Bund nahm; aber er fühlte, welch nachteiliges Licht es dennoch auf ihn werfen müßte, in dieser Gegend, so weit von dem Weg nach seiner Heimat, aufgegriffen zu werden, und dazu noch in Gesellschaft eines Mannes, der den Bundesobersten sehr verdächtig, sogar gefährlich geschienen hatte. Umzukehren war keine Möglichkeit, denn es ließ sich beinahe mit Gewißheit annehmen, daß die Bundestruppen bereits die ganze Breite der Alb eingenommen hatten; das Sicherste schien, sich zu beeilen, über die äußersten Posten des Heeres hinaus zu kommen; man hatte dann die Gefahr im Rücken, vor und neben sich aber freie Bahn.

Das sonst so muntere Tier, das seinen Herrn über diese Gefahren hinaustragen sollte, hing die Ohren; die große Eile und die ermüdenden, steinichten Fußpfade hatten seine Kraft geschwächt; zu seinem großen Verdruß bemerkte Georg sogar, daß es auf dem linken Vorderfuß nicht gern auftrete, was nach einem achtstündigen Wege über scharfe, eckige Felsen nicht zu verwundern war. Der Bauer bemerkte die Verlegenheit des Junkers; er untersuchte das Tier und riet, es noch einige Stunden stehen zu lassen, gab aber zugleich den Trost, er sei der Gegend so kundig, daß sie eine große Strecke in der Nacht zurücklegen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ulerich beklagte sich mehreremal über die Nachstellungen seiner Feinde. Im Jahr 1531 soll ein für ihn von Dieterich Spät gedungener Meuchelmörder gefangen worden sein. Sattler Gesch. d. Herzöge 3. Seite 47. Im Jahre 1536 wurde im Amt Dornstetten ein Zigeuner verhaftet, welcher aussagte, von Herzog Wilhelm in Bayern für Ermordung des Herzogs drei Gulden bekommen zu haben. C. Pfaffs Geschichte I. 288. Ein Beweis, daß solche Versuche vorkamen. Anm. Hauffs.

Lustige Rundschau

* Er ist anständig. „Was, Sie wollen Ihr Gehalt im voraus haben? Und wenn Sie nun morgen sterben?" — „Ach, Herr Direktor, ich bin ein anständiger Mensch, so was tu' ich nicht!"

Im Advent.

Von Alfred Brust.

Wir kommen alle aus der Welt
und gehen über Gottes Feld.

Wir gehn allein, zu zwei, zu dritt.
Die Zeit ist groß. Die eZlt geht mit.

Wir gehn als Dorf, als Stadt, als Land.
Der Engel leuchtet mit der Hand.

Und geh'n als Völker, weh getrennt,
in Gottes ewigem Advent.

Bunte Chronik

* **Hängende Weihnachtsbäume.** Der süddeutsche Volksbrauch hat ganz sonderbare Weihnachtsbäume geschaffen. In Westfranken zum Beispiel vertritt vielfach der sogenannte „Kloßbaum", eine plumpe Holzkugel, von der strahlenförmig kerzentragende Stäbe ausgehen, den Weihnachtsbaum. Das Ganze wird an der Zimmerdecke aufgehängt und gerät dann durch die Wärme der brennenden Kerzen in langsam drehende Bewegung. Auch in Ober- und Unterfranken ist es in zahlreichen Ortschaften Sitte, den Christbaum entweder an die Wand zu hängen oder ihn in der Zimmermitte mit seinem Gipfel an die Decke anzunageln, so daß er, frei in der Luft schwebend , herabhängt. Das Aufhängen des Weihnachtsbaumes ist auch in manchen Gegenden der mittleren Schweiz ein altgeübter Brauch.

*

* **Tizians Rache.** Tizian gab ein Fest. Die Gäste fühlten sich recht wohl. Als sie aber durch Zufall erfuhren, daß die Spesen sehr gering waren, verlachten sie die Feier und den Gastgeber. Tizian rächte sich auf eine Weise, die recht bezeichnend für die Verhältnisse der Renaissance ist. Er lud zu einem zweiten Feste ein; die Eingeladenen hofften, daß er das Versäumte nachholen würde, und erschienen vollzählig. Zu ihrer größten Verwunderung merkten sie nichts von den Vorbereitungen; nun waren sie bis aufs äußerste gespannt und erwarteten eine großzügige Überraschung. Die kam denn auch. Tizian bat ums Wort und sagte: „Meine Herren, Ihr schätzt nicht das gesellige Beisammensein, sondern nur die Höhe der Spesen. Schaut her!" Er nahm ein Festgewand im Werte von 5000 Zechinen, ein Geschenk Kaiser Karls V., sowie sein neuestes, soeben fertiggestelltes Gemälde und warf beides ins Feuer des Kamins. — „So meine Herren", beendete er seine Festrede, „ich hoffe, daß Ihr nunmehr befriedigt seid und daß die Spesen hoch genug waren. Lebt wohl, das Fest ist zu Ende!"

*

* **Der bissige Boxer.** Diese Geschichte handelt nicht etwa von einem Hunde, wie man wohl denken könnte, sondern von einem Menschen: Ein Boxer muß „lebendig" sein, aber er darf nicht allzu lebhaft werden. Das mußte Pierre Baillard, der beliebte Pariser Boxer, dieser Tage leider zu spät erfahren. Er war in die etwas dunklen Angelegenheiten eines Kollegen, die man in Deutschland „Schiebungen" nennen würde, verwickelt, sollte aber zunächst vor Gericht als Zeuge vernommen werden. Diese Vernehmung gestaltete sich ziemlich peinlich für ihn und machte es wahrscheinlich, daß er sich bald ebenfalls auf der Anklagebank befinden würde. Ob nun diese Aussicht oder die schlechte Luft im Gerichtssaal ihn so aufregten, sei dahingestellt. Jedenfalls schnellte er sich plötzlich mit einem Riesensatze von seinem Platze vorwärts und wie der Blitz aus der Tür, durch die der Gerichtshof ein- und auszugehen pflegt. Leider stieß er im Türrahmen gerade auf einen Richter, der eben eintreten wollte und der den Versuch machte, den so überaus eiligen Herrn zurückzuhalten. Er zog aber mit einem Aufschrei seine Hand zurück, denn der Boxer hatte ihn kräftig hineingebissen. Pierre Baillard hielt sich nicht weiter auf, ein kräftiger Magenhaken beförderte den Gerichtsdiener, der auf den Aufschrei des Richters herbeieilte, zu Boden, und der freiheitsdurstige Zeuge suchte das Weite. Es gelang jedoch, ihn noch vor dem Gerichtsgebäude einzuholen und zu verhaften, und nun kann er hinter Schloß und Riegel darüber nachdenken, ob man um sich schlagen und andere Leute in die Hand beißen darf, wenn man den dringenden Wunsch hat, sich zu entfernen. Bald wird sich Pierre Baillard nun selber vor dem Richter befinden, und er hofft inbrünstig, daß dieser Richter nicht ausgerechnet der „Gebissene" sein wird . . .

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.